

# EINÜBUNG UND WEISUNG

„Es genügt, die Hände erhoben zu halten“

Der Körper – Schule des Glaubens

Eine Frau mittleren Alters betritt den Kirchenraum. Im Vorübergehen taucht sie kurz die Fingerspitzen in die Weihwasserschale und macht, ohne sich dabei zu berühren, vor ihrem Kopf und ihrem Oberkörper ein etwas fahriges Kreuzzeichen. Nach einem raschen Blick über die Sitzreihen steuert sie im hinteren Drittel des Kirchenschiffes eine Bank an, in der noch viel Platz ist. Ehe sie sich in die Bank hineinschiebt, knickt sie in den Knien kurz ein, dabei ist ihr Blick zur Seite gerichtet. Sie setzt sich, öffnet ihre Handtasche, zieht ein Taschentuch heraus und schneuzt sich hinein. Dann blättert sie in ihrem Gesangbuch und schlägt das erste Lied auf, dessen Nummer sie von einer großen, an der Treppe zum Chorraum aufgestellten Holztafel abliest. Sie lehnt sich zurück, schaut zur Uhr, nun kann's losgehen: das, weswegen sie eigentlich hierhergekommen ist. Aber hat es nicht längst begonnen – mit ihrem Kommen, ihrem Hinaufsteigen der Kirchentreppe, ihrem Eintreten, der Berührung des Weihwassers, dem Gang durch den Raum, dem Blick, der Kniebeuge, dem Dasitzen –, ohne dass die Frau es bemerkt oder eines Gedankens für würdig erachtet hätte?

„Ein großes Entdecken ist das! Wir müssen erwerben, was wir schon lange besitzen, damit es wirklich unser Eigen werde. Richtig sehen müssen wir lernen, richtig hören, richtig tun ... Und wir werden die Erfahrung machen: gerade die selbstverständlichsten Dinge, die alltäglichsten Handlungen bergen das Allertiefste. Im Einfachsten liegt das größte Geheimnis.“<sup>1</sup> Es ist ein ebenso stilles wie enthusiastisches Buch, in dem diese Worte stehen. Bescheiden und schmal wirkt es, wie die frommen Traktätschen und Postillen, die an den Schriftenständen in den Eingangsnischen von Kirchen feilgeboten werden. „Von heiligen Zeichen“ heißt es, verfasst im Jahr 1922 von Romano Guardini. Kein zentrales Werk, sagen die Theologen, eher eine kuriose Petitesse am Rande eines eindrucksvollen theologischen Oevres. Überschwänglich und in einer heute prätentiös wirkenden Sprache feiert und deutet Guardini darin die elementarsten Gesten und Dinge der Liturgie. Nichts scheint zu simpel und zu naheliegend, als dass es nicht einer vertiefenden Betrachtung würdig wäre: der Umgang mit Kerzen und Weihwasser, mit Licht und Raum, Kelch, Brot, Glocken. Eine Art Elementarlehre liturgischer Spiritualität, die dem Dinglichen und Körperlichen für den Glauben große Bedeutung beimisst. „Du machst das Zeichen des Kreuzes, machst es richtig. Kein hastiges, verkrüppeltes, bei dem man nicht weiß, was es bedeuten soll, sondern ein richtiges Kreuzzeichen, langsam, groß, von der Stirn zur Brust, von einer Schulter zur anderen. Fühlst du, wie es dich ganz umfasst?“<sup>2</sup> Ebenso das Knien: es soll kein „hastig-leeres Geschäft“<sup>3</sup>, sondern beseeltes Zeichen religiöser Körpersprache sein.

<sup>1</sup> R. Guardini, *Von heiligen Zeichen*. Mainz: Grünewald 1992, 32.

<sup>2</sup> A.a.O., 17.

<sup>3</sup> A.a.O., 23.

## Die Sprache der Hände

Und wie beredt ist erst die Sprache der Hände. Sie werden gefaltet, zur Schale geformt, sie öffnen und schließen sich, ballen sich zur Faust, schlagen an die Brust, sie werden dem Nachbarn gereicht zum Friedensgruß, können flehend nach oben gereckt werden, nehmen entgegen und teilen aus. „Kein eitles, geziertes Spiel“<sup>4</sup> soll daraus werden, sondern eine „heilige Sprache“ der Seele, die der des Mundes voraus ist. Die Hand, so Guardini, schafft, formt und schenkt. Und bei Firmung und Priesterweihe wird sie dem Kandidaten auf den Kopf gelegt, auf „dass durch sie überströme, was von oben, aus der Macht Gottes kommt“<sup>5</sup>.

Viele Zeichen religiöser Körpersprache stehen uns nicht oder nicht mehr zur Verfügung. Wir kennen sie noch vom Hörensagen, etwa aus der Bibel oder aus anderen emphatischeren Kulturen. Wollten wir sie nachahmen, sähe das affektiert, theatralisch oder grotesk aus, etwa das Verhüllen des Kopfes oder des Gesichts, das Zerreißen der Kleider, das Streuen von Asche aufs Haupt zum Zeichen der Trauer oder der Buße, Selbstgeißelungen, wie sie im schiitischen Islam praktiziert werden, das Körperwiegen betender Juden, kultische Tänze und ähnliches. Umso sorgsamer sollten wir mit den temperierten religiösen Ausdrucksweisen umgehen, die uns spröden Mitteleuropäern noch nicht gänzlich fremd geworden sind. Denn nichts ist trostloser als ein reiner Kult des Wortes, der die Menschen dazu verdonnert, eine Stunde lang auf mehr oder weniger bedeutsame Lehren und Einsichten zu lauschen. Ein solcher Kult desavouiert sich selbst, da er auf alles verzichtet, was an Religion unverwechselbar und unübersetzbare ist: dieses sich mit Leib, Geist und Seele Ausrichten auf ein Anderes, auf einen ganz Anderen.

Eine Kniebeuge oder ein Kreuzzeichen kann, ernsthaft eingeübt und ausgeführt, zu einer eigenständigen religiösen Handlung werden, der nichts hinzuzufügen ist und die zunächst einmal keiner verbalen Erläuterung bedarf. Das „Trainieren“ und Sich-Anverwandeln religiöser Gesten wird so zu einer Körper-Schule des Glaubens. Der französische Jesuit Michel de Certeau antwortet auf die Frage, wie wir beten sollen: „Es ist nicht nötig, viele Worte zu gebrauchen ... Es genügt, die Hände erhoben zu halten.“<sup>6</sup> Doch dieses Händeerheben muss unter Umständen erst erprobt werden, ehe man empfindet, was für eine Kraft von einer solchen Geste ausgehen kann.

„.... denken sie gar nicht an das innere Erlebnis ...“

„Führen Sie diese Handlungen so lange aus, bis deren lebenswahr gewordene Einfachheit und Natürlichkeit Sie zwingt, die Wahrheit Ihrer Handlung zu empfinden, phy-

<sup>4</sup> A.a.O., 21.

<sup>5</sup> A.a.O., 65.

<sup>6</sup> Vgl. J. Hoff, *Erosion der Gottesrede und christliche Spiritualität*, in: Orientierung 63/1999. Hoff gibt als Quelle für den von ihm selbst ins Deutsche übertragenen Text de Certeaus an: M. de Certeau, *Mystique*, in: *Encyclopaedia Universalis*. Bd. 12. Paris 1985, 1031ff.

sisch zu glauben.“<sup>7</sup> Dies schrieb in ganz anderem Zusammenhang der russische Regisseur und Pädagoge Konstantin Sergejewitsch Stanislaskij (1863–1938). Schauspiel Schüler lernen, dass ein verbaler Ausdruck nur dann glaubwürdig und „wahr“ sein kann, wenn er vom Körper getragen und gestützt wird. Mehr noch: wenn der Körper dem Wort voraus ist, ihm im Sprechen sozusagen zuvorkommt. Zuerst reden die Augen von unverhoffter Freude – und sagen im Grunde bereits alles darüber – ehe der Mund dieses Gefühl mit Worten unterstreicht und präzisiert. Dem Gesicht, der Haltung der Schultern, des Brustkorbs, ja selbst des Rückens können wir Schmerz, Angst, Sorge entnehmen, bevor wir auch nur ein Wort aus dem Mund des Mimen gehört haben. Durch die physischen Aufgaben ergibt sich die Partitur einer Rolle, zu der der Sprachklang dann sekundär hinzutritt. Auch wenn ohne Frage die Textvorlage in der Regel zunächst den Gesamtzusammenhang eines Bühnenstückes konstituiert, ehe auch nur eine einzige Probe stattgefunden hat, so tritt sie doch bei der Erarbeitung der subjektiven Glaubwürdigkeit der Darsteller und ihrer Rolle in den Hintergrund.

Es mag gewagt erscheinen, zur Illustration spiritueller Zusammenhänge Beispiele aus dem Reich künstlerischer Illusion heranzuziehen. Aber Liturgie als religiöse Kunstform und „heiliges Spiel“ hat sich zu allen Zeiten künstlerischer Gestaltungsmittel bedient und sich ihre spezifischen Wirkgesetze nutzbar gemacht. Stanislaskij versuchte in seiner Arbeit, alles Artificielle und Gekünstelte zu vermeiden. Um den Geist einer Rolle zu entwickeln, geht er von der wahrnehmbaren Physis aus und ist überzeugt, man könne „durch das einfachere körperliche Leben das geistige Leben der Rolle reflexartig hervorrufen.“<sup>8</sup> Im Umgang mit Körper und Gegenständen entscheidet sich, ob ein Ausdruck wahr und echt oder aufgesetzt und geziert erscheint. „Deshalb fürchten erfahrene Schauspieler mit gut entwickelter psychischer Technik auf der Bühne nicht nur die kleinste Entgleisung des Gefühls, sondern auch die äußere Unwahrheit der physischen Handlung. Um das Gefühl nicht einzuschüchtern, denken sie gar nicht an das innere Erlebnis, sondern konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf das ‚Leben ihres menschlichen Körpers‘. Dadurch wird auf natürliche Weise von selbst das ‚Leben des menschlichen Geistes‘ geschaffen, und zwar sowohl das bewusste als auch das unbewusste.“<sup>9</sup> Ins Religiöse übersetzt hieße dies: übe die erlernte Zeichen- und Körpersprache der Spiritualität, bis sie dir zum geläufigen und wahren Ausdruck werde, praktiziere sie immer wieder, und das innere und innerliche Erlebnis wird dir dazugegeben. Wenn also junge Priester das Heben des Kelches und der Hostie, das Ausbreiten der Arme, das filigrane Spiel von Bewegungen, Blicken und Gesten einstudieren, wenn Ministranten das Schwenken des Weihrauchfasses lernen, wenn Gläubige Sonn- und Festtage feiern, wenn sie Räume und Zeiten aus dem gleichförmigen Strom funktionaler Prozesse herausheben, dann mühen sie sich nicht um „rein Äußerliches“, dem das Eigentliche und Wahre mysteriös verborgen gegenübersteht. Denn weder in der Kunst noch in der Religion lassen sich „Innen“ und „Außen“ sauber trennen. Vielmehr führt erst ein gewisses Maß an äußerem Können zu einer evidenten, „einleuchtenden“ Form,

<sup>7</sup> K. S. Stanislaskij, *Theater, Regie und Schauspieler*. Rowohlt's deutsche Enzyklopädie Bd. 68. Hamburg 1958, 39.

<sup>8</sup> A.a.O., 118.

<sup>9</sup> A.a.O., 125.

deren Gehalt nicht erklärt werden muss, da er sich auf authentische Weise „zeigt“. Dann ereignet sich das, was Stanislawskij den „unmerklichen Übergang in die höheren Regionen“ nennt – auch wenn die höheren Regionen der Schauspielkunst und der Liturgie streng begrifflich nicht dieselben sein mögen.

### Verklärte Körperlichkeit

Wie in der Schauspielkunst gibt es freilich auch in der Religion den falschen Ausdruck, die Körperlüge, die im besten Fall als unfreiwillige Selbstparodie erscheinen kann. Etwa wenn ein Priester, während er „Herr“ oder „großer Gott“ sagt, die Gläubigen anschaut. Mit Stanislawskij wäre dazu zu sagen: auch „die äußere Unwahrheit der physischen Handlung“ ist vielsagend; sie spricht Bände über den geistigen Mangel des Agierenden.

Leibhaft ist schließlich der Ursprung aller christlichen Liturgie: Jesus von Nazareth. Brot und Wein verkörpern seine Anwesenheit und sind dabei mehr als pädagogische Mittel zum Zweck religiöser Erbauung oder Unterweisung. Sie „sind“ vielmehr Leib und Blut des Herrn. Mit solcher physischen Gegenwart freilich ragt das Geschehen über alle alltägliche Körpererfahrung hinaus: wir essen den Leib dessen, der als Mensch gelebt hat, der tot war und der, so hoffen wir, zu unser aller Wohl vom Tod erstand. Eucharistie – und mit ihr die Liturgie im ganzen – realisiert damit eine erhöhte und „verklärte“ Körperlichkeit, die nichts gemein hat mit marktgängigem Schönheits- und Körperkult.

Die sichtbaren prä- und paraverbalen Ausdrucksformen stellen weder nur eine Vor- oder Sonderschule des Glaubens dar, noch sind sie Zugeständnisse an geistige Analphabeten, denen die höheren Regionen „eigentlicher“ religiöser Erfahrung verschlossen bleiben. Religiöse Erfahrung ist vielmehr wie jede menschliche Erfahrung auf den Körper angewiesen. Dieser bietet ihr ein ausdrucksstarkes Artikulationsmedium und markiert zugleich ihre Grenze. In religiösen Dingen auf die Leiblichkeit unserer Existenz zurückgeworfen zu sein bedeutet nicht zwangsläufig eine Verengung des geistigen Horizonts. Unser Leib empfindet Wärme und Kälte, Behagen und Schmerz, Verletzung und Zärtlichkeit; leibhaft bitten, danken, preisen, flehen, fluchen und singen wir. Und es ist unser Leib, der uns souffliert, was wir unter Hoffnung verstehen: ein „heiles“, versöhntes Leben in Fülle, Nähe und Einheit. Indem wir also den Körper im Vollzug des Glaubens eine (Haupt-)Rolle spielen lassen, befreien wir uns von der verbreiteten Vorstellung, wonach sich Religion vor allem durch ein angestrengetes Innenleben und kapriziöse persönliche Erfahrungen artikuliere.

*Christian Schuler, München*